

und sich im berühmten Lesesaal des British Museum jener Lektüre widmen konnte, die Grundlage für seinen ersten Roman „Murphy“ wurde. Dann brach er 1936 zu einer Deutschlandreise auf, die durch verwandtschaftliche Beziehungen motiviert war und ihn unter anderem nach Hamburg und nach Berlin führte. Sein Eindruck: „Die Tour ist ein Mißerfolg. Deutschland ist gräßlich. ... Alle modernen Bilder sind in den Kellern.“ Dennoch setzt er die Studienfahrt fort, besichtigt Halle, Weimar und Dresden.

Eine „ständige Bleibe“ wurde dann wieder Paris – es war eine „Periode der Apathie und Lethargie“, bis der Einmarsch der Deutschen einen Massenexodus aus der Hauptstadt verursachte, dem sich Beckett anschloß und der ihn schließlich in das Netzwerk der Résistance führte. Zunächst konnte er seine Fähigkeiten als Übersetzer und akribischer Schreiber in den Dienst der geheimen Nachrichtenübermittlung stellen, später dann half er den „Maquisards“ im Roussillon auch bei der Beschaffung von Waffen. Die Rückkehr nach Paris nach 1945 läutete eine Periode kärglichster Lebensumstände und produktivsten Schaffens ein. Drei bedeutende Romane („Molloy“, „Malone meurt“, „L'Innommable“) entstanden, bevor der Erfolg von „Warten auf Godot“ sein Schriftstellerleben veränderte und ihm eine profitable Karriere im Theater eröffnete. Ab den 50er Jahren spielte sich Becketts Leben beinahe ausschließlich auf der Bühne ab; inszenierte er zunächst seine Stücke selbst, achtete er später zumindest darauf, bei den Proben anderer Regisseure dabei zu sein und korrigierend einzugreifen – was zunehmend den Eindruck erweckte, er wolle geradezu tyrannisch die einzig „richtige“ Lesart seiner Stücke durchsetzen. Seine Omnipräsenz auf den europäischen Bühnen der 60er und 70er Jahre ist bekannt und wird in Knowlsons Biographie nun auch in der Bedeutung deutlich, die sie für sein Privatleben und insbesondere für seine Gesundheit hatte.

Durch die Vielzahl zeitgenössischer Notate und Erlebnisse, auf die Knowlson eingeht, ergibt sich dabei auch immer wieder ein aufschlußreicher Blick auf die intellektuelle Rezeption seiner Person und seines Werks. Besonders

amüsant ist die Episode von einer Feier, die der Suhrkamp-Verlag zu Ehren Becketts veranstaltet hatte, und auf der Theodor W. Adorno die Festansprache hielt. Unselds Erinnerung an diesen Abend: „Adorno bestand darauf, daß ‚Hamm‘ (im ‚Endspiel‘) sich von ‚Hamlet‘ herleitet. Er hatte eine ganze Theorie darauf aufgebaut. Beckett sagte: ‚Tut mir leid, Professor, aber an Hamlet habe ich nie gedacht, als ich den Namen erfand.‘ Adorno bestand aber auf seiner Meinung, und Beckett war etwas verärgert.“ Daneben gewinnt der Leser auch Einblicke in die unterschiedliche Theaterkultur Europas: So wirkte der Monolog der „Glücklichen Tage“ in Paris ernst, aber lyrisch, in Dublin dagegen vor allem humoristisch. Bei Inszenierungen in Berlin beklagte Beckett mitunter das allzu gefühlbetonte Spiel der deutschen Schauspieler.

Ein weiteres Verdienst des biographischen Monumentalwerks liegt in seiner beiläufigen Mitführung literaturgeschichtlich relevanter Leitvorstellungen, Motive und philosophischer Leseerlebnisse, auch wenn man mit mehr Informationen zur Auseinandersetzung Becketts mit den philosophischen und politischen Strömungen seiner Zeit gerechnet hätte. Zur ideellen Schicht des Beckettschen Lebensweges gehört immer wieder die Bezugnahme auf christliche Denkfiguren. Es heißt, die Ostergeschichte sei ihm stets gegenwärtig gewesen und sein Leben habe er allzu oft als eine schmerzreiche Passion empfunden. Diese Anklänge an das Neue Testament wurden für ihn persönlich durch die Tatsache motiviert, daß er 1906 am Karfreitag geboren wurde. Für den Biographen ist es darüber hinaus mehr als nur ein Zufall, daß Beckett 1989 am zweiten Weihnachtsfeiertag beerdigt wurde.

Roman Luckscheiter

HÖSLE, Johannes: *Und was wird jetzt? Geschichte einer Jugend*. München: Beck 2002, 224 S. Gb. 19,90.

Der erste Teil der autobiographischen Geschichte Johannes Hösles erschien unter dem Titel „Vor aller Zeit“. Der emeritierte Professor für Romanische Literaturwissenschaft stellte seine katholischen Kindheitsjahre im ober-schwäbischen Erolzheim dar. Sie endeten mit

dem Eintritt ins Memminger Gymnasium zu Beginn des Krieges. Die Fortsetzung unter dem Titel „Und was wird jetzt?“ erzählt mit dem Jahrzehnt von 1942 bis 1952 die letzten Kriegsjahre, das Nachkriegsabitur in Ehingen in der französischen Zone, die Studienjahre in Tübingen, Referendarmonate in oberschwäbischen Schulen und die Auslandsaufenthalte in Frankreich, zuletzt als Deutschlehrer an einem französischen Gymnasium.

Manche Leser kennen süddeutsche Nachkriegsjahre aus dem „Tagebuch vom Überleben und Leben“ des generationsälteren Hermann Lenz. Der mußte das 14 Quadratmeter kleine, kalte Dachzimmer in Stuttgart mit seiner jungen Ehefrau teilen. Hösle berichtet die erbärmlichen Zimmersuchen in der französischen Zone. Wenige Wochen vor Kriegsende war der 16jährige noch zum Volkssturm eingezogen worden. Widerstandslos zogen in Erolzheim die Amerikaner ein, die das Dorf dann den Franzosen überließen. Zerbombt war hier nichts. Aber gefallen waren an den Fronten viele. Jetzt warteten die Leute auf die Heimkehr der gefangenen Väter und Söhne. Anders als die Amerikaner machten die Franzosen das Land noch ärmer, nahmen Heimkehrer erneut gefangen und verpflichteten sie in Frankreich zur Arbeit.

Der Pfarrer hoffte, und auch die Mutter hätte gewünscht, daß der fromme Johannes den Priesterberuf ergreife. Aber der Junge, in dessen Familie es nur Gebetbücher gab, dürstete nach Büchern, die ihm von der Welt erzählten, von größeren Erfahrungen, Erkundungen, Begegnungen, Abenteuern, Konflikten, auch erotischen Antrieben. Die Welt im Dorf war klein, die große Welt suchte er in der Literatur. Nach dem Krieg nahm er, wie alle katholischen Jungen, an der Christkönigs-Weihe teil. Er sang: „Christus, mein König, Dir allein/Schwör ich die Liebe, lilienrein,/ Bis in den Tod die Treue.“ Noch in Ehingen hatte er vor Schulbeginn im bischöflichen Konviktymnasium täglich die Messe besucht. Im Verlauf der Studienjahre waren die Brücken zum Kinderglauben und seinen Normen abgebrochen. Der Kindheitsbericht hatte begonnen mit dem Satz „Gott war überall.“ Die Studienjahre endeten mit dem

dringenden Verdacht: Gott war nirgendwo. Zumindest zeigte er sich nicht.

Der Philologiestudent las bei Schopenhauer, Glaube und Wissen verträgen sich nicht in einem Kopf. Er hatte sich bisher ohne Widerspruch in die moralische Beaufsichtigung durch Elternhaus und Kirche gefügt. Jetzt drangen Aufklärung und Freiheitsanspruch vehement in sein Bewußtsein. Aus Tübingen werden berühmte Namen erwähnt, die Professoren Eduard Spranger und Ernst Kretschmer, der eindrucksvolle Romano Guardini und der für den Studenten mit Dichtergefühlen noch eindrucksvollere junge Walter Jens. Der Sprung vom Dorf in die Studienstadt war geistig ein gewaltiges Unternehmen. Die den Bürgersöhnen zugänglichen großen geistigen Bewegungen und Zeitschriften – die aufregende Gründung der Bundesrepublik, das Grundgesetz, die „Frankfurter Hefte“, „Der Spiegel“, „Die Zeit“, die neuen Literaturtagungen der „Gruppe 47“ – erreichten sein Bewußtsein offenbar nicht. Studienpflichten und Lektüre beschäftigten den jungen Mann aus dem Dorf voll.

Hösle berichtet unaufdringlich, authentisch. Mehr Innenperspektive hätte den Bericht spannender gemacht, mehr Reflexion hätte ihn über das Private hinausgehoben. *Paul Konrad Kurz*

WOLF, Christa: *Leibhaftig*. Erzählung. München: Luchterhand Literaturverlag 2002, Gb. 185 S. 18,-.

Als die Berlinerin am 4. November 1989 am Alexanderplatz sprach, wurde sie von Herzrhythmusstörungen befallen. Sanitäter fuhren sie ins Krankenhaus. Sie war Symptomträgerin eines maroden Staates geworden: Krankheit leibhaftig und Krankheit als Metapher. Davon berichtet auch die neue Erzählung. Schon in „Nachdenken über Christa T.“ (1969) war Leukämie das leibhaftige Spiegelbild eines Lebens im Falschen. Krankheit wurde für Christa Wolf der Schlüssel nicht nur über die Wahrheit des einzelnen Menschen, sondern auch über die des Staates. Bei genauerem Hinsehen sind fast alle ihre Erzählungen Krankengeschichten.

Die Erzählung „Leibhaftig“ verschränkt die autobiographische Krankengeschichte stell-